

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 46

Artikel: Vielfalt, Einheit und Graben
Autor: Regenass, René / Kambiz [Derambakhsh, Kambiz]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-618658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vielfalt, Einheit und G

Eigentlich müsste ganz vorne begonnen werden, damals, als der Mensch sesshaft wurde, sich ein Territorium abgrenzte für seinesgleichen. Offensichtlich ist das ein Urtrieb: das Abgrenzen. Vielleicht könnte daraus ex negativo der Begriff Heimat erklärt werden: sie ist dort, wo der Mensch das Gefühl hat, er sei nicht fremd, er finde im weitesten Sinne Existenzbedingungen, die ihn – eben heimisch werden lassen. Dazu gehören nicht nur übereinstimmende Mentalität und gewisse Lebensvoraussetzungen, eingeschlossen ist auch die Sprache.

Das wäre der Versuch einer (sehr) knappen Definition von Heimat. Sie befriedigt mich nicht, weil sie zu selbstgerecht, zu national oder chauvinistisch klingt. Und gerade die Schweiz ist ein Beispiel dafür, dass Heimat nicht ein Territorium sein muss, wo unbedingt überall die gleichen mentalitätsmässigen, topographischen und sprachlichen Eigenheiten herrschen.

Wir haben vier Sprachen, wobei allerdings eine, das Rätomanische, am Aussterben ist. Nun also: Deutsch, Französisch und Italienisch wird gesprochen, geschrieben, sind Amtssprachen auch. In diesen Idiomen denken die Menschen, ihre Sprache gibt ihnen erst die Möglichkeit, sich zu artikulieren.

Nun ist es offenbar so, dass die meisten Menschen nur eine Sprache, die Muttersprache, wirklich beherrschen, so dass sich damit auch Abstraktes ausdrücken lässt, sie nicht nur dazu dient, um über das Wetter und die alltäglichen Bedürfnisse zu sprechen. Jede andere Sprache ist, wie das Wort ja schon definiert, eine Fremdsprache. Und wer eine oder mehrere Fremdsprachen erlernt hat, der weiss, dass man nicht einfach Inhalte von einer in die andere Sprache übersetzen kann; nicht jedes Wort hat in der andern Sprache die gleiche Bedeutung, dieselbe Aussagekraft. Dahinter steckt eine geistesgeschichtliche Entwicklung, eine Mentalität. Nicht von ungefähr wird den romanischen Sprachen eine besondere Geschmeidigkeit und Höflichkeit nachgerühmt. Umgekehrt mag für die «Romanen» das Deutsch eher hölzern, direkter erscheinen.

Aus dieser Sicht muss wohl der Begriff «Sprachgraben», der immer wieder gebraucht wird, wenn auf das Verhältnis zwischen der französisch und der deutsch sprechenden Schweiz hingewiesen wird, verstanden werden.

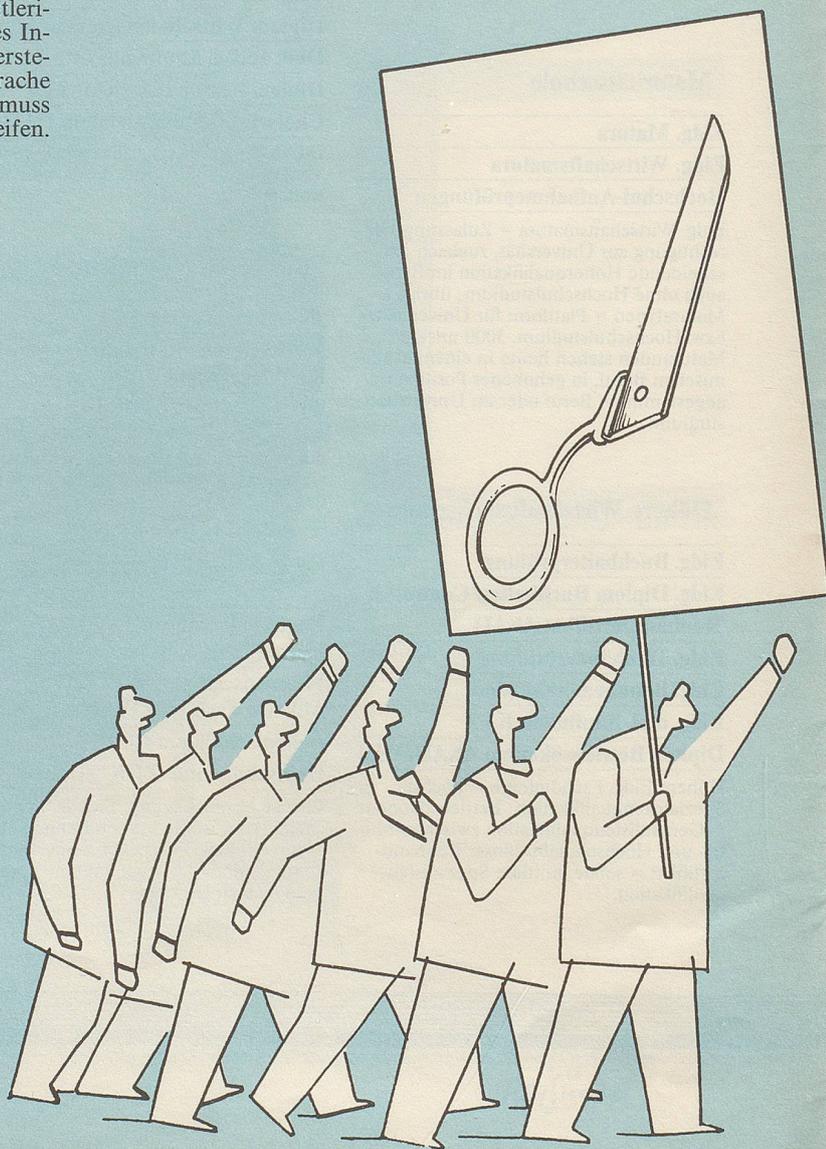
Mit andern Worten: die politische Struktur ist nicht so monolithisch, wie das einem Aussenstehenden vorkommen mag. Als Kronzeuge wäre Carl Spitteler zu nennen, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges in seiner Rede «Unser Schweizer Standpunkt» die Einheit des Landes beschwor, den Eidgenossen ins Gewissen leuchtete.

Die Sprache ist als Instrument der Kommunikation und vor allem als Ausdruck künstlerischen Schaffens ein diffiziles Instrument. Wer den andern verstehen will, der muss dessen Sprache nicht nur beherrschen, er muss auch die Nuancen begreifen. Sprache ist Kopf und Herz.

Nicht zufällig wurde ein auf den notwendigsten Wortschatz beschränktes Englisch zur Weltsprache. Das hat nicht allein mit der Kolonialzeit, dem Empire, zu tun, als die Engländer überall ihre Sprache zur Amts- und Umgangssprache machten. Es sind auch ökonomische Gründe verantwortlich: dominierend sind heute auf dem Gebiet der Wirtschaft die Amerikaner, sie sind weltweit tätig. Und so wurde das Amerikanisch zu einer Art Esperanto. An unseren deutschschweizerischen Schulen wird als erste Fremdsprache Französisch gelehrt, dann folgt nicht etwa Ita-

lienisch, die weitere Landessprache, sondern Englisch. Das kommt gewiss nicht von ungefähr. Die Wissenschaft, der Handel und die Technik leben von der englischen Verständigung. Das Französische hingegen ist eher auf das Parkett der Diplomatie zurückgedrängt worden.

Doch wieder zurück zu dem angeblichen oder tatsächlichen Sprachgraben in der Schweiz: Es sind nicht nur die vier Landessprachen, die den Eindruck erwecken, die Schweiz sei ein Puzzle, das wohl ausge-



raben

zeichnet sich zusammenfüge, aber die Stanzstellen seien dennoch sichtbar. Das wäre zu einfach. Es ist bestimmt auch eine Mentalitätsfrage, was die andern manchmal fremder werden lässt, als sie dies in Wirklichkeit sind. Dazu gehört ebenso die Problematik der Minderheit. Der vielzitierte Saane-Graben ist nicht einzig und allein eine Sprachbarriere; die Romands fühlen sich – nicht zu Unrecht – auf vielen Gebieten von den Deutschschweizern majorisiert. Und das nicht eingegrenzt auf wirtschaftliche und politische Belange, sondern ge-

nauso besteht ein Unterschied in der Situation der künstlerisch Tätigen, insbesondere bei den Schriftstellern. Die französisch schreibenden Autoren kämpfen mit Schwierigkeiten, die wir in der deutschen Schweiz nicht dertart zu spüren bekommen: es gibt in der welschen Schweiz keinen grossen, über die Landesgrenzen hinausgreifenden literarischen Verlag, der Zugang zu den Medien in Frankreich, wie wir dies hier vergleichsweise zur Bundesrepublik und zu Österreich haben, fehlt weitgehend. Die französisch sprechende Schweiz ist kulturell zu einer isolierten Insel

geworden. So sagt Monique Läderach, Schriftstellerin, zu dieser Problematik: Die diesjährige Frankfurter Buchmesse hat gezeigt, dass zwischen Frankreich und der welschen Schweiz kulturell nichts passiert, auch in bezug auf die BRD findet kein Austausch statt. Offenbar fehlt das Interesse an unserer literarischen Arbeit.

Diese Situation hat zur Folge, dass die Auflage eines Buches – wenn sich überhaupt ein Verleger interessiert – noch geringer ist als bei uns (auch relativ, unter Berücksichtigung des nur knapp über eine Million umfassenden französisch sprechenden Bevölkerungsanteils).

Und Übersetzungen? Sie bringen auch nicht mehr. Es darf nicht vergessen werden, dass bei der Übertragung viel vom Original verlorengelht: Sprachfluss, Klang, Duktus – wie schwierig ist es, das einzubringen. Hinzu kommt eine verschiedene Auf-

fassung von Literatur, der Sprache, ferner spielt die manchmal etwas anders gelagerte Thematik eine Rolle. Jedenfalls finden die übersetzten Bücher moderner, französisch schreibender Schweizer Autoren nur eine bescheidene Resonanz beim Leser.

Alle diese Gegebenheiten führen dazu, dass diese Literatur noch mehr eine Angelegenheit der Welschen bleibt. Daraus ergibt sich ein Teufelskreis: Weil sich kaum ein Verleger an Übersetzungen wagt, wird die Literatur unserer Romands nicht zur Kenntnis genommen, und weil dem so ist, wird immer weniger übersetzt.

Wir müssen lernen zu verstehen – und das geht nur durch und mit der Sprache. Das beginnt schon in der Schule. Was ich dort jedoch mitbekam, waren Grundbegriffe, oft grammatikalische Spitzfindigkeiten, und Wörter, die ich wohl nie brauche. Noch kenne ich den «ventriloque», den Bauchredner, noch weiss ich, dass der Rabe krächzt, «il croasse». Das ist ja schön und gut, aber für ein tieferes Eindringen in die Eigenheiten einer Sprache genügt das nicht, ebensowenig vermögen das die Sprachlabors und die neuen Methoden; sie dienen allenfalls dazu, möglichst schnell ein paar Sätze herzuaplappern, wie ich sie in jedem Touristenführer im Anhang lese: Wo ist der Bahnhof? Danke, ich möchte bezahlen, und so fort. Vielleicht versucht man in den Oberstufen der Schulen einmal, Texte moderner französischer Autoren zu lesen, von unseren welschen Schriftstellern. Sie haben uns viel zu sagen.

Also ist der «Graben» doch vorwiegend ein Sprachgraben? Ich glaube schon, denn die Sprache ist der Schlüssel zum Verständnis der Menschen, auch zu ihrer Denkweise. Es liegt an uns Deutschschweizern, diesen vielzitierten Graben nicht immer als Vorwand für Verständigungsschwierigkeiten und kulturelle Ahnungslosigkeit zu nehmen. Vielmehr sollten wir uns um unser Französisch bemühen. Die Dominanz des Deutschen in der Schweiz ist doch nur eine zahlenmässig legitimierte, wobei die Legitimation erst noch fragwürdig bleibt. Das wäre in der deutschen Schweiz einmal zu überlegen ...

